



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wustmann, G.: Aus der Baugeschichte Leipzigs.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Unser großer und edler Dichter hat das inhaltmächtige Wort gesprochen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Nun wohl, zur Ehre einer Nation gehört auch die würdige, zum mindesten die anständige Behandlung ihrer Sprache. Mag die deutsche Nation zusehen, wie sie vor dem Urteile der fremden Völker und vor dem Gerichte der Weltgeschichte besteht. Mögen die Regierenden erkennen, welche Macht ihnen gegeben, der Nation zu helfen, und mögen sie sich beeilen, ihre Pflicht zu thun. Ich habe mein Gewissen gewahrt und wasche meine Hände.



## Aus der Baugeschichte Leipzigs.

Von G. Wustmann.



Wenn ein Fremder, der die Geschichte Leipzigs nicht näher kennt, zufällig einen Blick thäte in einen Band des Leipziger Adressbuches aus dem vorigen Jahrhundert — und etwas ähnliches wie ein Adressbuch giebt es in Leipzig schon seit 1701: das „Ist florirende Leipzig“ —, so würde er höchlichst erstaunen über die große Zahl von Baumeistern, welche die Stadt damals gehabt hat. Was mögen diese Leute alle zu bauen gehabt haben? würde er fragen. Und wie kommt es, daß die allgemeine Kunstgeschichte von keinem einzigen von ihnen Notiz genommen hat? — Sie hatten eben nichts zu bauen, sondern führten den Namen Baumeister nur als einen schönen Titel. Die Ehrenstellen, zu denen ein Leipziger Bürger früher im Regimente der Stadt aufsteigen konnte, waren die eines Ratsverwandten, eines Baumeisters und eines Bürgermeisters; so nämlich hatte man römische Titel senator, aedilis und consul übersetzt. Das Ratskollegium bestand seit 1506 aus dreißig Mitgliedern in drei Abteilungen, und zu jeder Abteilung gehörten zwei Baumeister und ein Bürgermeister. Die Baumeister hatten allerdings die Aufsicht zu führen über die öffentlichen Gebäude der Stadt und deren Benutzung und Verwertung, leiteten auch die Neubauten, welche die Stadt ausführen ließ; aber an architektonische Aufgaben war dabei nicht zu denken. Der wirkliche Stadtbaumeister war im 17. und noch im 18. Jahrhundert der Obervogt, dem der Ratsmüller und der Ratszimmermann zur Seite standen. Über jene Titularbaumeister aber bemerkt die in Form eines Wörterbuchs verfaßte Spottschrift „Leipzig im Profil“ (1799) trocken: „Baumeister. Eine obrigkeitliche Person. Von Baukunst oder Bauwesen ist die Rede gar nicht.“

In der That bietet die ältere Baugeschichte Leipzigs, wenn man sich nicht auf den engen ortsgeschichtlichen, sondern auf einen weiteren kunstgeschichtlichen

Standpunkt stellen will, nur ein mäßiges Interesse. Leipzig steht zwar auswärts in dem Rufe, jederzeit eine außerordentlich reiche Stadt gewesen zu sein. Der unermüdete Wohlthätigkeitsfönn und die stets bereite Gastfreundschaft seiner Bürger haben ihm diesen Ruf eingetragen. Doch ist derselbe sehr eum grano salis zu nehmen. Es hat schon im 16. und dann wieder im 18. Jahrhundert namentlich im Handelsstande Leipzigs nicht an reichen und dabei kunstfönnigen Männern gefehlt, an die uns noch heute mancher stattliche Privatbau des alten Leipzigs erinnert. Die Stadt als solche aber, fort und fort heimgesucht von Kriegsdrangsalen — im 15. Jahrhundert in den Fehden der Wettiner, im 16. im schmalkaldischen Kriege, im 17. im dreißigjährigen Kriege, im 18. in den Kriegen Friedrichs des Großen, im 19. in den Befreiungskriegen —, hat jederzeit Ursache gehabt mit ihren Mitteln möglichst haushälterisch umzugehen, und alle ihre älteren öffentlichen Bauten spiegeln diese Lage deutlich wieder. Zu jenem edeln Luxus, der im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts selbst in zahlreichen kleineren deutschen Städten so herrliche Denkmäler bürgerlichen Gemeinsinns geschaffen, hat sich Leipzig, da es immer nur das Notwendige und Zweckmäßige ins Auge fassen durfte, nie versteinen können.

Und doch — wer hätte nicht das „alte Leipzig“ lieb, wenn er jemals mit offenen Augen und kundigen Blicken durch seine Straßen, Gassen und Höfe gewandert? Nicht ohne Wehmut sieht der Freund der alten Zeit eines nach dem andern von den Denkmälern früherer Jahrhunderte verschwinden und neuen Schöpfungen Platz machen. Wie wenig verhältnismäßig ist aus dem 16. Jahrhundert noch übrig! Wie vieles, das erst das 18. geschaffen, ist allein im Laufe der letzten Monate zerstört worden! Und das schmerzlichste steht noch bevor: auch die Lage des ehrwürdigen Rathhauses, der schmucken Börse sind gezählt; einem großartigen Rathhausneubau soll binnen wenigen Jahren ein ganzes Häuserviereck der innern, alten Stadt zum Opfer fallen.

Die folgenden Seiten enthalten einen kurzen Überblick über die ältere Baugeschichte Leipzigs, der sicher manchem Leser dieser Blätter willkommen sein wird. Lockt doch die alte Universitäts-, Meß- und Buchhandelsstadt alljährlich tausende aus allen Teilen Deutschlands in ihre Mauern, und wenn man freilich von Bauwerken eigentlich nicht reden und schreiben sollte ohne Abbildungen, so ist in diesem Falle doch wohl darauf zu rechnen, daß den meisten die Erinnerung an einst Gesehenes ein wenig zu Hilfe komme.

Leipzig ist, wie bekannt, slavischen Ursprungs, die Stadt wie ihr Name. Das slavische Lipzk soll am Nordweststrande der heutigen Stadt, nahe beim Zusammenflusse der Parthe und der Pleiße, gelegen haben. Dort wurde auch im 10. Jahrhundert, als die Deutschen kolonisirend vordrangen und die Slaven von ihnen verdrängt oder unterworfen wurden, zum Schutze gegen slavische Überfälle, vielleicht durch König Heinrich selbst, eine Befestigung angelegt, deren bewaffnete Inassen nicht zur Stadtgemeinde zählten. Noch heute wird im

Volksmunde die Gegend am Eingange der Pfaffendorfer Straße als „alte Burg“ bezeichnet. Die neuen deutschen Ansiedler aber faßten südöstlich von dem slavischen Dorfe festen Fuß auf dem höher gelegenen Boden, auf dem sie sich vor Überschwemmungen sicher fühlten. Der heutige Markt und, bei weiterer Ausbreitung, die erste von den Deutschen erbaute Kirche, die Nikolaikirche und ihre nächste Umgebung, bilden den ältesten Kern des deutschen Leipzigs. Ohne Zweifel war diese neue Ansiedlung befestigt, denn schon in der frühesten urkundlichen Erwähnung aus dem Jahre 1015 wird Leipzig als *urbs*, als feste Stadt bezeichnet. Zwei Jahre später, 1017, wird die Kirche zum erstenmale genannt. Übrigens war Leipzig damals freie Reichsstadt, stand aber unter dem Meißner Markgrafen, dem die Landesverwaltung vom Kaiser übertragen war. Der Stadtbrief Leipzigs, die älteste Urkunde der Stadt selbst, ist von dem Markgrafen Otto dem Reichen um das Jahr 1160 ausgestellt.

Zur weitem Ausdehnung der Stadt hat die Kirche viel beigetragen. Eine wichtige Erweiterung erfuhr sie unter Ottos Sohn, dem Markgrafen Dietrich dem „Bedrängten“: dieser stiftete 1212, „um seine und der Seinigen Sündenlast aufzuheben,“ das Thomaskloster mit Kirche und Schule und übergab die reiche Stiftung den Augustiner Chorherren. Wenige Jahre darauf, 1216, kam es zu Zwistigkeiten zwischen der Stadt und dem Markgrafen, der trotz seiner frommen Stiftung ein harter und böswilliger Fürst war; ein demütigender Vertrag, zu dem er genötigt wurde, stachelte seine Rachsucht an, er überrumpelte Leipzig mit Hilfe Kaiser Friedrichs II., zerstörte die Mauern und ließ innerhalb der Stadt drei kleine Zwingburgen aufführen: die eine gegen das spätere Ransstädter Thor hin auf dem Barfußberge, die zweite am spätem grimmischen Thore, die dritte ungefähr an der Stelle, wo nachmals die Pleißenburg erbaut wurde. Aber nur einer von diesen Burgen, der dritten, war längere Dauer beschieden. Die am grimmischen Thore wurde schon 1224, drei Jahre nach Dietrichs Tode, wieder geschleift, und an ihrer Stelle erbauten von 1229—1240 die Dominikaner, die sich inzwischen in Leipzig niedergelassen hatten, das dem Apostel Paulus gewidmete Pauler- oder Pauliner-Kloster mit der Kirche, und bald darauf, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wurde auch die gegen das Ransstädter Thor hin erbaute Feste niedergelegt und der Boden den eingewanderten Franziskaner Barfüßern zur Erbauung eines Klosters mit Kirche überlassen. Aber schon im 13. Jahrhundert waren die bisher genannten Kirchen: die Nikolai-, die Thomas-, die Pauliner- und die Barfüßerkirche, nicht die einzigen der Stadt. Draußen, im heutigen Naundörfchen, stand die kleine Jakobskirche, um die Mitte des 11. Jahrhunderts von Erfurt aus durch Schottenmönche gegründet; ein Ableger der Nikolaikirche war die Peterskirche, die schon 1213 genannt wird — nicht zu reden von kleineren Kapellen, wie der Katharinenkapelle auf der noch heute an sie erinnernden Katharinenstraße oder der Georgenkapelle in dem vor der Pleißenburg nach der Nonnenmühle zu gelegenen Kloster der Georgen-

nommen. Ende des 13. Jahrhunderts kam dazu noch die kleine Johanniskirche in dem damals neu gestifteten Hospital für Aussätzige, dem „Siechenhof zu St. Johannes.“

Die Stadt selbst trug damals noch ein durchaus landwirtschaftliches Gepräge. Die meisten Einwohner waren Ackerbürger, und dem entsprechend bildeten die städtischen Grundstücke am Markt und in den Hauptstraßen stattliche Höfe mit Wohnhäusern, Scheunen, Ställen und Vorratsräumen. Daneben waren, namentlich in den die Hauptstraßen verbindenden Quergassen, kleine Miet Häuser entstanden, in denen die Handwerker ihr Gewerbe trieben. Erweitert wurde die Stadt nach der an der Nordseite gelegenen sumpfigen Niederung, dem „Brühl“ hin, der in langjähriger Arbeit allmählich trocken gelegt und bebaut wurde. Den zerstörten Festungsgürtel der Stadt soll 1237 Markgraf Heinrich der Erlauchte wieder hergestellt haben.

Von diesem mittelalterlichen Leipzig sind heute nur noch wenige Reste erhalten. Möglich, ja wahrscheinlich, daß von den Burgen Markgraf Dietrichs hie und da noch Fundamente im Boden liegen (bei den Ausgrabungen für die Heizungsanlagen der Neukirche 1879 will man auf die Grundmauern des alten Kastells gestoßen sein), das Gebäude der Universitätsbibliothek mit seinem freskengeschmückten Kreuzgange war ein Teil des Dominikanerklosters, in den geistlichen Häusern an der Neukirche sind Überbleibsel des Franziskanerklosters erhalten, und bei einem Umbau des Rathauses 1863 sollen zierliche Pfeilerchen von dem alten Rathause des 14. Jahrhunderts zu Tage gekommen sein. Von den Kirchen jener Zeit aber steht nur eine noch, die Paulinerkirche, und auch diese in wesentlich veränderter Gestalt; die andern alle sind verschwunden oder am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts durch Neubauten ersetzt worden: die Thomaskirche von 1482 bis 1496, die Barfüßerkirche von 1494 bis 1501, die Peterskirche 1507 und die folgenden Jahre, die Nikolaikirche von 1513 bis 1525. Die Reihenfolge dieser Neubauten ist charakteristisch; sie zeigt, wer die meisten Mittel hatte: die Klöster gingen voran, die Stadt folgte nach, die Hauptpfarrkirche, die Nikolaikirche, kam zuletzt an die Reihe, nachdem die Stadt in Folge des Aufblühens ihrer durch fürstliche Privilegien geschützten Messen schon zu größerem Wohlstande gekommen und ihr ursprünglich landwirtschaftlicher Charakter mehr dem einer Handelsstadt gewichen war. Aber auch hier reichten, wie die aufgegebenen Thürme zeigen, die Mittel schließlich nicht mehr aus. Sonst hören wir wenig von städtischen Bauten aus dieser Zeit: 1474 erhielt das kleine Rathaus am Markte einen Thurm, 1481 wurde das Gewandhaus für die Tuchhändler, in demselben Jahre das daran anstoßende Zeughaus für die Waffenvorräte der Stadt erbaut; 1511 entstand die Nikolaischule neben der Nikolaikirche, die erste städtische Schule, die der Rat der Klosterschule zu St. Thomas gegenüberstellte; von Zeit zu Zeit wurden auch die Zwingermauern und Festungsthürme der Stadt vervollständigt. Inzwischen aber hatte im Laufe

des 15. Jahrhunderts ein neuer Faktor in die Bauhätigkeit Leipzigs mit eingegriffen: die 1409 unter Markgraf Friedrich dem Streitbaren gestiftete Universität. Die Stiftungsurkunde schenkte der Universität zwei Kollegienhäuser, die nach dem fürstlichen Geber den Namen Fürstenkollegien erhielten. Das große Fürstenkollegium, 1429 vollendet, stand an der Stelle der heutigen Buchhändlerbörse. Das kleine Fürstenkollegium, ursprünglich auf der Petersstraße gelegen, wurde 1456 gegen ein Gebäude an der Ecke der Ritterstraße und des Felsplatzes vertauscht, das seit 1825 ebenfalls abgebrochen ist. Ein drittes Kollegium aber, das zwischen den beiden andern lag, steht noch, das neue oder wegen seines traditionellen roten Anstrichs das „rote Kolleg“ genannt. Und zwar steht es auf dem Platze des ehemaligen Ratsmarstalles, an den noch der Name der Ritterstraße erinnert. Auf Veranlassung Herzog Georgs verlegte der Rat zu Anfang des 16. Jahrhunderts seinen Marstall nach dem Neumarkt, überließ den bisherigen Platz der Universität und erbaute selbst von 1502—1513 das große Hintergebäude, worauf die Universität 1517 das Vordergebäude an der Ritterstraße hinzufügte.

Auch diese Bauten aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts, also kunstwissenschaftlich gesprochen aus der Zeit der Spätgothik, bieten kein großes architektonisches Interesse; es sind samt und sonders schlichte, handwerksmäßige, völlig schmucklose Bauwerke. Merkwürdig ist es und wiederum ein Zeichen von den reichen Mitteln des Thomasklosters, daß in einer Stadt, deren ältere Bauweise sonst nur den Fachwerk- und Backsteinbau kennt, die ganze Südseite der Thomaskirche, deren reine gothische Formen neuerdings aus den störenden Anhängseln späterer Zeit wieder herausgeschält worden sind, vollen Quaderbau aus Zeitzer Sandstein zeigt. Die Nikolaikirche hat in ihren Mauern teils Bruchstein-, teils Ziegelverband; die Werkstücke aber sind aus dem schönen roten Stein gehauen, der schon seit dem 10. Jahrhundert bei Rochlitz an der Mulde gebrochen wurde; „steht wohl im Wetter, hält im Brande und währet im Wasser“ rühmt eine alte Bergchronik von ihm. Die Paulinerkirche endlich, die älteste von allen, soll aus glasirten Ziegeln erbaut, und selbst die Dienste der Pfeiler, die Pfosten der Fenster aus geformter Ziegelerde hergestellt sein, wie denn auch die am Paulinerkloster ehemals entlang führende Stadtmauer — an der Stelle des heutigen Augusteums — ganz aus glasirten Ziegeln errichtet und mit bunten, selbst mit vergoldeten Ornamenten, Löwenköpfen und dergleichen verziert gewesen sein soll. Leider ist auch die Paulinerkirche nicht nur, wie alle andern Kirchen, durch spätere Einbauten entstellt, sondern auch arg verstümmelt. Der Chor, der früher an der Ostseite — am heutigen Augustusplatz — vorsprang, wurde 1519 wohl den Festungswerken zuliebe abgeschnitten, und der Lettner, die pergula, wie er in einer alten lateinischen Beschreibung genannt wird, wurde 1543 ausgebrochen, als nach der Einführung der Reformation in Leipzig das Dominikanerkloster aufgehoben und von Herzog Moriz

der Universität geschenkt wurde. Zwei im 16. Jahrhundert an der Nordseite, nach der grimmischen Gasse zu, angebaute Grabkapellen mit hohen Ziergiebeln sind erst in unserm Jahrhundert wieder verschwunden; auf Abbildungen der Kirche aus der Zeit der Völkerschlacht sind sie noch zu sehen.

Ein wesentlich anziehenderes Bild bietet schon die Periode der Renaissance in Leipzig dar. Wer vermöchte sich die Stadt ohne den dicken, behäbigen Thurm ihrer Pleißenburg und ohne ihr altersgraues, giebelbekröntes Rathaus zu denken? Beide Bauten, die mit der ganzen Physiognomie Leipzigs unzertrennlich verwachsen zu sein scheinen, sind in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden.

Zu derselben Zeit, wo der Neubau der Nikolaikirche vollendet wurde, hatte bereits die Renaissance von Schwaben und Franken aus ihre ersten Vorboten nach Sachsen geschickt. Sie tritt zuerst im sächsischen Erzgebirge auf: an der von 1499—1525 erbauten Annenkirche in Annaberg, deren konstruktive Teile von rein gothischen Formen sind, zeigen die ornamentalen Details bereits eine Mischung von gothischen und Renaissanceelementen. Das früheste in Leipzig nachweisbare Gebäude, das Renaissance Spuren verrät, war das vor elf Jahren abgebrochene Haus am Eingange der Hainstraße, die „Goldne Schlange,“ später Barthels Hof genannt. Glücklicherweise hat man die Pietät geübt, den obern Teil der Fassade an der Hofseite des Neubaus Stein für Stein wieder aufzuführen, und so ist der merkwürdige Erker dieses Hauses, der selbst in Lübkes „Geschichte der deutschen Renaissance“ abgebildet worden ist, hoffentlich noch für weitere drei Jahrhunderte erhalten geblieben. An Barthels Hof sieht man deutlich den Übergangsstil. Während am „Roten Kolleg“ mit seinen hübschen Sternbogenfenstern (1517) noch keine Spur von Renaissanceelementen zu entdecken ist, tritt hier sechs Jahre später zum erstenmale die neue Bauweise schüchtern hervor. Gothisch ist noch die Anordnung der Fenster, die tiefanellirten Fensterumrahmungen mit ihren feinen, am Fuße ornamentirten Rundstäben, gothisch die sich kreuzenden Rippen an der Auskrugung des Erkers und das Maafwerk an der Brüstung der untersten Fenster, gothisch auch die geschweiften Spitzbogen an den Fenstern des Giebels und das polygone Thürmchen, welches ihn bekront; dagegen wagt sich in den Laubgewinden und den Balustersäulchen, welche in naiver Weise vor das Maafwerk der untersten Brüstung gestellt sind, der neue Stil zuerst ans Licht. Die kleine Loggia, die den Erker oben abschließt, und die gedrückten Voluten auf den Abfäken des Giebels stammen von einer Restauration aus dem Jahre 1660.

So verschieden auch das Gesicht ist, welches die Renaissance in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zeigt, so hat sie doch einen gemeinsamen Grundzug: sie hat auf deutschem Boden weit mehr die Schmuckformen als die Bauglieder ergriffen und umgestaltet. In Leipzig ist dies besonders auffällig. Die Leipziger Renaissance ist eigentlich nie aus der mittelalterlichen Bauweise heraus-

gekommen, und der Ausdruck „neugothisch,“ mit dem man sie vielfach im vorigen Jahrhundert bezeichnete, ist für Leipzig vollkommen zutreffend. Die hohen Giebel an den Fassaden wurden bis ans Ende des 17. Jahrhunderts beibehalten. Häufig wurden kleine Giebel, bloße Ziergiebel, an den der Straße zugekehrten Langseiten der Häuser zu zweien oder dreien vor das Dach gesetzt. An die Stelle des Spitzbogens trat an den Thüren überall der Rundbogen, an den Fenstern horizontaler Abschluß. Ungemein beliebt waren die Erker, die sich bis tief ins 18. Jahrhundert hinein fortpflanzen und erst in der Zopfzeit verschwinden. Die sogenannten Überhänge, die übereinander vorspringenden Stockwerke, wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wenn nicht ganz verboten, so doch beschränkt. Im Leipziger Stadtbuche von 1559 findet sich die merkwürdige haupolizeiliche Vorschrift: „Den Zimmerleuten ist angezeigt worden, daß sie an keinem neuen Gebäu, das sie richten, ohne des Rats Vorbewußt Überhäng machen sollen, bei des Rats ernster Straf. Wolf Hase, Zimmermann, soll den obersten Überhang an dem Gebäude, so er Georgen Schmieder zur gulden Gans [auf der Hainstraße] gerichtet, wieder abthun, auch auf Erforderung sich wieder einstellen und die Strafe, so ihm auferlegt werden wird, geben, daß er wider beschehen Verbot den Überhang gemacht hat.“ Was das Baumaterial betrifft, so kennt auch die Renaissance in Leipzig nur verputzte Backsteinbauten; Fenster- und Thüreinfassungen, Säulen und Pilaster, Simse und Friesen wurden in der Regel aus dem schon erwähnten roten Stein gearbeitet. Die Kochlitzer Steinmetzen sind es gewesen, die an der Leipziger Renaissance das beste gethan haben. Die Fensterumrahmungen mit ihren Hohlkehlen und Rundstäben, die Thüreinfassungen mit ihren mannichfach verzierten Bogen, ihren Nischen und Sitzsteinen, die Simse und Eisenen, durch welche die abgetreppten Giebel senkrecht und wagerecht gegliedert, die s- und c-förmigen Voluten, von denen die einzelnen Stufen eingefast, die Kugeln und Granaten, die Becher und Blumen, von denen sie flankirt wurden, sie sind es ja, die diesen Bauwerken ihren Hauptreiz verleihen. Übrigens hat es auch nicht an bunten Fassaden gefehlt. Das berühmte Städtebuch von Braun und Hohenberg vom Jahre 1572 beschreibt Leipzig als eine Stadt „mit großen steinen Häusern, so alle einwendig mit Brettern betaflet, auswendig aber mit gar kunstreichen und lustigen Gemälds gebauet und ausgepuzet,“ und auf einem Kupferstich vom Jahre 1593, der die Hinrichtung von vier Rädelshühnern des Leipziger Calvinistenaufbruchs auf dem Marktplatz darstellt, zeigt das zweite Haus links vom Salzgäßchen unter jeder Fensterreihe der oberen Stockwerke einen gemalten Fries.

Von erhaltenen Gebäuden gehören der geschilderten Periode an: Auerbachs Hof, 1530 und die folgenden Jahre von Dr. Heinrich Stromer von Auerbach gebaut, das alte Amtshaus an der Ecke des Thomaskirchhofs und der Kloster-gasse (1534), der Thomasthurm (1537), das Eckhaus der Katharinenstraße und des Brühls mit seinem übereck gestellten Rusticaerker (1549), die Bleißen-

burg (1549—1569), die alte Waage und der Nikolaithurm (1555), das Rathaus (1556), das Polizeigebäude am Maschmarke mit dem Burgkeller (1572), das Fürstenhaus (1575), die Pfarrhäuser an der Thomaskirche (1582), die Johannis-kirche (1584) u. a. Auch das Kramerhaus ist augenscheinlich im 16. Jahrhundert entstanden, wenngleich das Jahr seiner Erbauung sich nicht genau angeben läßt.

Im Zusammenhange mit den wichtigsten dieser Bauten tritt uns zum erstenmale in der Baugeschichte Leipzigs die greifbare Persönlichkeit eines Baumeisters entgegen, dessen Namen selbst die allgemeine Geschichte der Baukunst in ihren Blättern zu verzeichnen gewürdigt hat: Hieronymus Lotter. Er stammte aus Nürnberg, der Stadt, die im Laufe des 16. Jahrhunderts zahlreiche Kaufleute, Handwerker und Künstler an Leipzig abgegeben hat, und war 1498 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Nürnberg, siedelte aber, als Hieronymus noch ein Knabe war, nach Annaberg über, kam also dort zu einer Zeit an, wo der Bau der erwähnten Annaberger Kirche in vollem Gange war, und von dort aus gelangte der junge Lotter um 1522 nach Leipzig. Hier erhielt er 1533 das Bürgerrecht, kam bald zu Wohlstand und Ansehen, erwarb mannichfachen Grundbesitz und wurde 1549 in den Rat, 1555 zum erstenmale zum Bürgermeister gewählt.

Wir dürfen uns Lotter nicht als einen Baumeister von Profession vorstellen. Er war Kaufmann, daneben aber, wie der Leipziger Chronist Zacharias Schneider ganz richtig schreibt, „ein in der Architektur und Baukunst wohlverfahrener und geübter Mann.“ Über seine Thätigkeit als Baumeister besitzen wir einen höchst merkwürdigen, von ihm selbst herrührenden Bericht. Als sich im Jahre 1573 eine Ausbesserung am Rathhausturme notwendig machte, ließ Lotter, der in diesem Jahre zum siebenten und letztenmale das Bürgermeisteramt verwaltete, eine Urkunde über seine damals von ihm als abgeschlossen betrachtete Bauhätigkeit im Thurmknopfe niederlegen. In diesem Schriftstück erzählt er:

Es hat mich Kurfürst Moriz die Zeit seiner Regierung zu einem Baumeister alhie zu Leipzig über das Schloß Pleißenburg gemacht. Do hab ich mit meiner eignen Hand als ein verordneter Baumeister den ersten Stein in Gründen gelegt, und das ohn einigen Beistand, außerhalb der Werkleut gar auerbauet. Darnach hab ich die Hentersbasteien gleichergestalt auch aus dem Grunde bis in die Höhe aufgebauet und an der Festung vor allen Thoren viel Mauerwerks vorbracht, das alte Rathaus lassen einreißen und zum Teil die alten Gründe und egllich Mauerwerk zu Hülff genommen und aus habenden Befehl eines Erbarn Rats solch Rathaus, wie es igt stehet, in neun Monat, daß solches wieder zu bewohnen gewest, gar auerbauet, daß also mir zwei Jahr aneinander das Burgermeisteramt zu verwalten auferlegt worden ist. Zudem so hab ich zu Beförderung gemeiner Stadt ein alt eingefallen steinern Gebäude, im Brühl gelegen, die Gründe und das alte Mauerwerk zu Hülffe genommen und ein stattlich Kornhaus, wie vor Augen stehet,

erbauet, auf den zweien Thürmen an S. NiklasKirchen zu einer Wache ein Stück Thurms in die Höhe aufbauen lassen, mit Wohnung, daß sich ein Wächter zu behelfen, und noch bei dem Ramiſchen Thor eine gemeine ſteinerne Badſtuben innerhalb der Stadt gebaut, und dieſelbe laſſen gewelben, daß ſolch Gewelb kein Treuſen oder Feuchtigkeit von ſich gegeben; dergleichen andere Städte umbher dermaßen gebauet, daß zuvorn nit gewest, und hab nach meinem Vermögen also gemeiner Stadt mit ſolchen Gebäuden zu Notdurft helfen zieren. Und über das alles, ſo hat Kurfürst Augustus die Zeit ſeiner Regierung mir auferlegt, daß ich das großmächtige Haus und Schloß die Augustusburg, ſo zuvor der Schellenberg genenut worden, einreißen und wieder aufbauen ſolle, und ob ich mich meines hohen obliegenden Alters halber des in Unterthänigkeit entſchuldiget, und daß es in meinem Vermögen nit wäre, ſo hab ich doch damit nit können verſchont bleiben und daſſelb, außerhalb der Werkleut, ohne einigen Beiſtand mit großer, unträglicher Mühe und Beſtellung in vier Jahren, welches ſich der minder Zahl im einundſiebenzigſten geendet, vorbracht und das zu bewohnen gar ausgebaut. Darob ich in meinem Alter, als ich ſechſ- undſiebenzigſt Jahr alt worden, gar unermöglich worden und gleichwohl das Bürgermeiſteramt anno dreiundſiebenzigſt wieder annehmen und verwalten müſſen. Das zeig ich nit umb Ruhms willen an, ſondern daß ſolches nach meinem Tod meinen Kindern umb ihres Vaters willen zu Ehren und gutem gereichen möchte. Das hab ich also in dieſen Knopf, neben andern Schriften und Gedächtniſſen, verwahrlich bringen wollen. Das geſchehen iſt den 14. Septembris des funfzehnhundertunddreiundſiebenzigſten Jahrs zc. Teronimus Lotter der Älter, Bürgermeiſter ser.

Von den Bauwerken, die Lotter hier aufzählt, ſind zwei nicht mehr vorhanden, das Getreidemagazin und das Stadtbad. Das erſtere, 1545 erbaut, lag am Oſtende des Brühl. Es hat nur 155 Jahre geſtanden; im Jahre 1700 wurde es abgetragen und an ſeine Stelle das Zucht- und Weiſenhaus zu St. Georg erbaut, das nun auch ſchon wieder beſeitigt iſt und der Kreditanſtalt Platz gemacht hat. Die Baderei, 1555—1558 entſtanden, bildete die Ecke der großen Fleiſchergaſſe nach dem Ranſtädter Thore zu; die Bادهinrichtung hat bis 1785 beſtanden, das Haus ſelbſt hat 1827 einem Neubau weichen müſſen.

Die Thätigkeit Lotters an den Leipziger Feſtungsbauten beginnt 1549 und läßt ſich von da an durch zwei Jahrzehnte verfolgen. Die alten Mauern und Thürme, darunter der mächtige Henkersthurm, am Ausgange der heutigen Univerſitätsſtraße, hatten 1547 im ſchmalkaldiſchen Kriege bei der Belagerung Leipzigs durch Kurfürst Johann Friedrich ſtark gelitten; die noch ſeit Markgraf Dietrichs Zeiten ſtehende Pleißenburg war teilweise geradezu in einen Haufen zuſammengeſchoſſen worden. Daher nahm 1548 der nunmehrige Kurfürst Moriz, der ſchon im Jahre vor der Belagerung mit einer Erneuerung und Erweiterung der Feſtungswerke begonnen hatte, dieſe Pläne wieder auf, ließ das alte Schloß

vollends abbrechen, mehrere neue Basteien erbauen, und 1549 wurde der Neubau der Pleißenburg in Angriff genommen. Die Leitung des Baues wurde Lotter übertragen.

Von diesen Festungswerken sind heute wenigstens noch die Henkersbastei und Teile der Pleißenburg nebst der davor liegenden Bastei erhalten. Auf der Henkersbastei, die ursprünglich nach dem zerstörten Henkersturm genannt, später in Moritzbastei umgetauft wurde, steht seit dem Anfange unsers Jahrhunderts die erste Bürgerschule. Man sieht noch die alte Zwingermauer mit dem kurfürstlichen Wappen, wenn man vom Museum aus den hinter der Bürgerschule vorbeiführenden Promenadenweg einschlägt. Von der ehemaligen Beschaffenheit der Pleißenburg ist heute nur schwer noch eine Vorstellung zu gewinnen; sie ist im Laufe der Zeit durch allerhand auf- und angeflachte Neubauten bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden. Am ehesten verschafft man sich noch im Hofe ein Bild von der ursprünglichen Anlage. Im wesentlichen setzte sich die Pleißenburg aus drei Hauptgebäuden zusammen, die in ihrer Grundform ein gleichschenkliches, rechtwinkliges Dreieck bildeten. Die Hypotenuse, der innern Stadt zugetehrt, bestand aus einem mächtigen vierstöckigen Mittelgebäude, dem sogenannten „Trozer,“ und zwei einstöckigen Seitengebäuden. Die beiden Katheten, von gleicher Höhe wie die Seitenflügel des „Trozers,“ vereinigen sich an der Spitze in dem gewaltigen, kreisrunden Thurme, vor welchem noch eine Bastei liegt, während hinter ihm ein Vorbau mit einer durch einen Erker abgestumpften Kante in den Hof vorspringt. Am besten ist die eine Kathete, der südliche Flügel erhalten. Auf dem westlichen wurde 1843 das jetzige Kunstakademiegebäude errichtet, auf die Bastei setzte man 1838 eine Kaserne, die, aus einem westlichen und einem südlichen Flügel bestehend, den untern Teil des Thurmes und ein beträchtliches Stück der dahinter liegenden Schloßflügel verdeckt; 1871 wurde die Länge beider Kasernenflügel verdoppelt und endlich 1875 auch der Mittelbau des „Trozers“ bis auf das gewaltige Erdgeschoß abgetragen und über dem ganzen Trozer hin ein Kasernenbau aufgeführt. Auch der Thurm hat im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mannichfache Umbauten erfahren, den bedeutendsten, als 1787—1790 der obere, schmälere Teil desselben zu einer Sternwarte hergerichtet wurde.

Nachdem fast ein Jahrzehnt an den Verteidigungswerken der Stadt gearbeitet worden war, begann man in den fünfziger Jahren, nach dem Passauer Verträge und nach dem Augsburger Religionsfrieden, auch wieder an Werke des Friedens zu denken. Damals, 1555—1556, entstanden die städtischen Bauten, deren Ausführung Lotter leitete.

Was den Nikolaithurm betrifft, so befremdet auf den ersten Blick der Ausdruck, den Lotter selbst davon braucht, wenn er sagt, er habe „auf den zweien Thürmen an St. Niclaskirchen ein Stück Thurms in die Höhe bauen lassen.“ Der Ausdruck entspricht aber doch wohl der Sache. Die Fassade der Nikolai-

Kirche war ursprünglich jedenfalls nach romanischer Art auf zwei Thürme mit dazwischenstehendem Giebel angelegt. Lotter baute den mittlern Thurm; da dieser aber nicht von Grund aus aufgeführt, sondern auf die nach innen gelehrten Umfassungsmauern der beiden Seitenthürme gesetzt wurde, so sagt er ganz korrekt, er habe „ein Stück Thurms“ gebaut. Der oberste Teil desselben ist übrigens 1731 gänzlich erneuert worden.

Endlich das Rathhaus. Es wurde im Sommer 1556 an Stelle des alten kleinen, ganz haufällig gewordenen Hauses erbaut und der Bau so rasch gefördert, daß die fremden Kaufleute, die zur Ostermesse den Beginn des Neubaus mit angesehen, als sie zur Michaelismesse wiederkehrten, „über so unverhofften Fortgang fast erstarrt“ waren, wie es in Bogels Chronik von Leipzig heißt. Diese schnellen Fortschritte erklären sich dadurch, daß Lotter von dem alten Bau die Fundamente und einen Teil des Erdgeschosses stehen lassen und wieder verwenden konnte. Und noch etwas andres erklärt sich daraus: die unsymmetrische Anlage des Rathhauses; von den sechs Giebeln, die vor das Dach gestellt sind, liegen ja zwei zur Linken, vier zur Rechten des Thurmes. Das alte Rathhaus war eben beträchtlich kürzer gewesen und hatte seinen Thurm in der Mitte gehabt, Lotter benutzte aber auch die Fundamente des alten Thurmes wieder. Übrigens giebt auch das Rathhaus jetzt von seiner ehemaligen Beschaffenheit nur eine unvollkommene Vorstellung. Zwischen je zwei Giebeln erhob sich anfänglich ein hoher, die Giebel weit überragender Schornstein, am Thurme ist die obere Partie im Jahre 1744 erneuert worden, und am Erdgeschosß lief an der Marktseite ursprünglich eine Kolonnade auf geschweiften Säulchen, die sogenannten Lauben oder Bühnen hin, die jetzt durch die vorgebauten Kaufläden verdrängt ist. Was aber das wichtigste ist: die Verhältnisse des Baues sind in empfindlicher Weise gestört worden. Jedermann hat den Eindruck, als ob das Rathhaus ein Stück in den Erdboden eingesunken wäre, und das ist es in der That, nämlich dadurch, daß das Niveau des Marktes im Laufe des 17. Jahrhunderts erhöht worden ist. Zur Flur des Rathausdurchganges, die jetzt zu ebner Erde liegt, führte ursprünglich eine Treppe, und in die Kaufgewölbe, die erst zu ebner Erde lagen, muß man jetzt mehrere Stufen hinabsteigen. Daher auch der fatale Umstand, daß die vorgebauten Läden die Fenster des Erdgeschosses, welche ehemals freilagen, jetzt zum größten Teile verdecken. Die stattlichen, mit reicher Steinmearbeit verzierten Kamine im großen Saale stammen nicht aus Lotters Zeit; sie sind, wie die schon stark barocken Formen zeigen, erst Ende des 16. Jahrhunderts angebracht worden. Der Saal wurde vielfach im 16. und 17. Jahrhundert, wo es sonst in der Stadt an einem größeren Festraume fehlte, als Speise- und Tanzsaal benutzt. Bei Anwesenheit fürstlicher Personen wurden Bankets hier abgehalten, der Rat veranstaltete hier seine „Kollationen,“ an Feiertagen tanzten hier die Handwerksgehlen, und mit Erlaubnis des Rates zogen nicht selten auch die Hochzeitsgäste vornehmer Familien, wenn das Mahl

im bürgerlichen Hause vorüber war, „aufs Rathhaus tanzen.“ An diese Verwendung des Saales erinnert noch das kleine, säulengefragene Orchester an der einen Schmalseite; dort saßen die Stadtpfeifer und Kunstgeiger und spielten zum Tanze auf.

Die Perle unter den Renaissancebauten Leipzigs rührt nicht von Lotter her: das Fürstenhaus auf der grimmischen Straße, ein Privathaus, das sich 1575 der Leipziger Rathsherr Dr. Georg Roth erbaute, seit 1648 im Besitz der Universität. Den Namen Fürstenhaus hat es erst am Ende des 17. Jahrhunderts erhalten, nachdem wiederholt auswärtige Prinzen, die sich studirens halber in Leipzig aufhielten, darin gewohnt hatten. Im Vergleich zum Rathhause zeigt das Fürstenhaus bei aller Einfachheit unlängbar eine größere Feinheit der Behandlung, und was dem Gebäude den größten Reiz verleiht, das sind die beiden runden Erkerthürme, von denen die Fassade flankirt wird, an Reichtum und fein erwogener Gliederung der Ornamentik wahre Prachtstücke der Steinmetzarbeit. Die Wappen und Porträts an den Brüstungen der Fenster, die mannichfach verzierten Pfeilerchen zwischen den Fenstern, über ihnen die Cartouchen mit den Inschriften — alles fügt sich zum schönsten Ganzen zusammen. Der Verfertiger dieser Erker war der Leipziger Steinmetz Paul Widemann; die Anfangsbuchstaben seines Namens sind, sein Steinmetzzeichen umgebend, an dem an der Universitätsstraße befindlichen Erker noch deutlich zu sehen.

Lotters Leben fand einen traurigen, fast tragischen Abschluß. 1567, während er noch mit dem Thurmbau der Pleißenburg beschäftigt war, drängte Kurfürst August den alten Mann dazu, noch den Bau eines großen Jagdschlusses auf dem Schellenberg im Erzgebirge zu übernehmen, welches zur Erinnerung an die eben vom Kurfürsten siegreich beendigten Grumbachischen Händel errichtet werden sollte. Lotter weigerte sich anfangs, weil er sich selber sagte, daß er der Durchführung dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen sein würde, ließ sich aber schließlich überreden, um sich die Gnade seines Fürsten zu bewahren. Die Folge war: er verscherzte sich diese Gnade. Er leitete den Bau der Augustsburg vier Jahr lang, von 1568 bis 1572, und hat ihn, kann man sagen, eigentlich vollendet. Während des Baues aber kam es zwischen ihm und dem Kurfürsten, dem das Werk zu langsame Fortschritte machte und schließlich auch zu viel Geld kostete, zum Zwiespalt, und am letzten Ende wurde die Leitung Lotter abgenommen und einem italienischen Festungsbaumeister, der kurz zuvor in kursächsische Dienste getreten war, später in brandenburgische Dienste ging, Koch von Linar, übertragen. Aber nicht nur daß ihm diese Demütigung bereitet wurde, er hatte sogar einen Theil seines Vermögens bei dem Bau zugesetzt, der ihm nie zurückerstattet wurde, und da er gleichzeitig durch verunglückte bergmännische Unternehmungen bei dem Städtchen Geyer im Erzgebirge große Verluste erlitten hatte, so hat er, der ehemals reiche und angesehene Leipziger Bürger- und Baumeister, die letzten Jahre seines Lebens in gedrückten Verhältnissen in Geyer zugebracht, wo er 1580 als 82jähriger starb.

Im 17. Jahrhundert, während des dreißigjährigen Krieges, kam die Baulust begreiflicherweise auch in Leipzig ins Stocken, und auch nach dem Friedensschlusse verging noch einige Zeit, bis sie wieder erwachte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts aber entwickelte die Stadt wieder eine lebhafte Bauthätigkeit. Vor allem dachte man an die Wiederherstellung der Kirchen. Schon 1663 begann man die Nikolaikirche, 1671 die Thomaskirche, 1698 die Barfüßerkirche, 1710 die Peterskirche zu restauriren; sie alle hatten bei den wiederholten Belagerungen der Stadt gelitten, die beiden letztern hatten über anderthalb Jahrhunderte, seit Einführung der Reformation in Leipzig öde gestanden, und waren schließlich zu höchst profanen Zwecken benutzt worden, die Barfüßerkirche zu einer Blaufarbenniederlage, die Peterskirche zu einer Kalkhütte. Die Universität schloß 1710 mit Renovation der Paulinerkirche sich an. Zu gleicher Zeit aber entstanden zahlreiche Neubauten. Von 1678 bis 1683 wurde die Börse auf dem Raschmarke errichtet, von 1679 bis 1703 die sämtlichen vier an der Pleiße liegenden Mühlen der Stadt von Grund aus neu erbaut, 1701 entstand das Georgenhaus im Brühl, das im Laufe der nächsten Jahrzehnte wiederholte Erweiterungsbauten erfuhr, 1717 wurde auf Wunsch des Kurfürsten das Reithaus erbaut, 1721 abermals die Thomaskirche erneuert und mit einem prächtigen Altar versehen, 1723 die Petersstraße durch den stattlichen Petersthorbau abgeschlossen, und auf zahlreichen Straßen und Plätzen der Stadt erhoben sich schmucke Zierbrunnen, während auch der schon aus dem 16. Jahrhundert stammende statuengeschmückte Goldne Brunnen auf dem Markte am Eingange des Salzgäßchens erneuert und wieder über und über vergoldet wurde. Weit überboten aber noch wurde diese Bauthätigkeit, als, namentlich zu Anfange des 18. Jahrhunderts, die Privatarchitektur einen glänzenden Aufschwung nahm und eine Anzahl reich gewordener Kaufleute teils in der Stadt sich neue, prächtige Wohnhäuser errichteten, teils in der Vorstadt großartige Gärten mit Lusthäusern, Springbrunnen und Statuen anlegten.

Als jedoch diese Bauthätigkeit begann, da knüpfte man nur theilweise noch da wieder an, wo man Jahrzehnte früher abgebrochen hatte. Wenn auch die am Ende des 17. Jahrhunderts neu entstandenen Privatbauten an den Formen des mittelalterlichen Hauses festhielten — an Deutrichs Hof z. B. auf der Nikolaistraße, einem der interessantesten Leipziger Wohnhäuser jener Zeit, bauen sich die drei antiken Säulenordnungen noch an der altüberlieferten hohen Giebelfassade auf —, im allgemeinen war doch die deutsche Bauweise jetzt durch eine zweite Strömung, die im Laufe des 17. Jahrhunderts von Welschland hereingekommen war, völlig umgestaltet worden. Welch ein Abstand zwischen dem ebengenannten Privathause und der etwa gleichzeitig entstandenen Börse mit ihrem flachen, von einer Balustrade umzogenen und statuengeschmückten Dache, ihren schlanken ionischen, mit Laubgewinden gefüllten Pilastern! Da stehen wir mit einem Schlage mitten drin in der Barockarchitektur.

Während wir für die Geschichte der deutschen Renaissance seit 1873 die bahnbrechende Darstellung von W. Lübke haben, die schon zu einer Fülle von Spezialstudien Anlaß gegeben hat,\*) soll die Geschichte der deutschen Barockarchitektur noch geschrieben werden. Ist es doch kaum zehn Jahre her, daß die deutsche Kunstwissenschaft die drei Abstufungen derselben, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts nach und aus einander entwickelt haben, und die von den Franzosen in den drei Stilarten des Louis XIV., Louis XV. und Louis XVI. jederzeit streng auseinander gehalten worden sind: die eigentliche Barockarchitektur, das Rococo und den Zopf, von einander scheiden gelernt hat. Albert von Zahn gebührt das Verdienst, durch seine epochemachende Studie in Lützows Zeitschrift: „Barock, Rococo und Zopf“ (8. Jahrgang, 1873) ein für allemal auf diesem Gebiete Licht und Ordnung geschaffen zu haben.

Leipzig hat unter seinen Privatgebäuden eine Anzahl der prächtigsten Barockbauten aufzuweisen, nicht bloß in der innern Stadt, sondern vereinzelt selbst in den Vorstädten, die nun sich ausdehnten und bald noch größere Bedeutung erlangen sollten, als nach dem siebenjährigen Kriege die Festungswerke planmäßig niedergelegt, die Gräben ausgefüllt und in Spaziergänge verwandelt wurden. Die schönsten Beispiele sind Kochs Hof am Eingange der Katharinenstraße, von 1735 bis 1739 von dem Kaufmann Michael Koch erbaut, die drei Hohmannschen Häuser am Markte (1700), auf der Petersstraße (1726) und auf der Katharinenstraße (1717), Schöpfungen des reichen, später zum Grafen von Hohenthal erhobenen Bankiers Peter Hohmann, und das imposanteste von allen das von dem Leipziger Bürgermeister Dr. Franz Romanus 1701 erbaute Eckhaus der Katharinenstraße und des Brühl mit seinen mächtigen, vom Erdgeschoß bis unters Dach reichenden, drei Stockwerke einschließenden Pilastern à la Palladio.

Die Frage: Wer mögen die Baumeister dieser Häuser gewesen sein? ist nicht leicht zu beantworten. Wie die Renaissance, so zeigt auch die Barockarchitektur überall auf deutschem Boden ein andres Gesicht; hier überwiegen italienische, da französische, dort holländische Einflüsse. Die nächstliegende Quelle der Leipziger Barockbauten ist nicht weit zu suchen, sie liegt offenbar in Dresden, der Stadt, die der prachtliebende König Friedrich August I. damals, dem französischen Hofe nacheifernd, zu einem der glänzendsten deutschen Fürstentümer umgestaltete. Mit dem Elbsandstein, der jetzt den Rochlitzer Stein verdrängte — er wurde bis nach Strehlen auf dem Wasser, von da zu Wagen nach Leipzig gebracht —, kam auch die reiche und schwungvolle Ornamentik der Barockbauten aus der sächsischen Residenz nach Leipzig: die verkröpften Säulen und Pfeiler an den Portalen, die geschweiften Giebel und Austritte darüber mit den ge-

\*) Vor wenigen Wochen in zweiter, wesentlich erweiterter und bereicherter Auflage erschienen (Stuttgart, Ebner und Seubert).

Grenzboten IV. 1882.

lagerten mythologischen und allegorischen Figuren, die Köpfe und Büsten, die Muscheln und Cartouchen, die Blumen- und Fruchtschnüre. Insbesondere sind z. B. die hübschen Baldachine über den Fenstern in Kochs Hof, die quastengeschmückten Lambrequins, welche in Hohmanns Hof auf der Petersstraße unter allen Fensterreihen herniederhängen, die üppigen, blumengefüllten Vasen über den Portalen und Giebeln Beispiele jener Übertragung einer festlich heitern Innendekoration auf die Außenseite des Hauses, welche die merkwürdigste Eigentümlichkeit des an Wundern so reichen Dresdner Zwingerbaues bildet. Auch wenn wir nicht wüßten, wie vielfach damals Dresdner Bildhauer, wie Pierre Coudray, Balthasar Permoser, Paul Hermann, Leipziger Wohnhäuser und Gärten mit Skulpturen geschmückt haben, nicht wüßten, daß der neue Altar der Thomaskirche, zu dem der König das Material geschenkt hatte, von lauter Dresdner Gewerken ausgeführt worden ist, könnte über die künstlerische Abhängigkeit Leipzigs von Dresden in jener Zeit kein Zweifel sein. Einige der Leipziger Barockhäuser hat der damalige Stadtbaumeister Leipzigs, der Obervogt Johann Gottfried Schmiedlein gebaut. Gerade das bedeutendste aber von allen, das Romanusche Haus, war das Werk des Dresdner Baumeisters Fuchs. „Man wollte ihn — heißt es auf einer gestochenen Abbildung des Hauses aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts — ohne vorher gemachten Riß oder Meisterstück, wie es bei den Handwerken gebräuchlich, nicht in die Innung nehmen, er ließ sich aber darauf nicht ein, wollte weder Riß noch Modell verfertigen, sondern machte sich anheischig, ein Meisterstück in natura darzustellen, brachte es auch durch seine hohen Gönner zustande, und bauete dieses Haus, wodurch er alle seine kollegialischen Feinde stumm machte.“

Weit wichtiger aber als die dekorative Pracht und Mannichfaltigkeit ist die völlige Umgestaltung der Raumverhältnisse, welche die Barockarchitektur in das bürgerliche Wohnhaus brachte. Die gedrückten Stockwerke, die niedrigen Fenster und Thüren, mit denen man noch fast das ganze 17. Jahrhundert hindurch sich beholfen hatte, werden durch höhere, stattlichere Räume verdrängt. Für diese Erscheinung ist die Quelle in größerer Ferne zu suchen: hier liegen die Einwirkungen der holländischen Bauweise, von dem wohlhabenden holländischen Bürgerhause ist diese Umgestaltung ausgegangen. Das Grundbuch der deutschen Baumeister am Anfange des 18. Jahrhunderts war Nikolaus Goldmanns „Anweisung zur Civilbaukunst,“ die der Braunschweiger Architekt Leonhard Christoph Sturm aus Goldmanns Nachlaß herausgegeben hatte. Sie erschien zuerst 1696 in Wolfenbüttel „bei Caspar Bismarcks sel. nachgelassener Wittib.“ Goldmann aber, 1623 in Breslau geboren, hatte in Leyden gelehrt und war 1665 dort gestorben. Für die Leipziger Baugeschichte von besonderm Interesse ist der Umstand, daß Sturm zu zweien der reichsten Leipziger Rats- und Handelsherren, den Gebrüdern Bose, in freundschaftlichen Beziehungen stand. Für Caspar Bose legte er Ende der achtziger Jahre vor dem grimmischen Thore den pracht-

vollen „großbafischen“ Garten mit einem „auf italiänische Art gebaueten Palatium“ an; der jüngere Bruder aber, Georg Bose, war es, der auf seine Kosten das Werk Goldmanns, welches bis dahin nur in Abschriften verbreitet worden war, drucken ließ. Die Vorrede gedenkt dankend seiner Liberalität und rühmt ihn als einen Mann, der zwar „von Studieren niemals Profession gemacht, aber durch Hilfe seines ungemeinen Ingenii, vieler Conversation mit gelehrten Leuten, seines unverdroffenen, auf Erlernung der Mathematik angewendeten Fleißes und einer steten Übung in Ausdenkung neuer Erfindungen sich ein so vollkommenes Judicium erworben, daß er darin viel Gelehrten es, wo nicht bevor, wenigstens gleich thun kann.“ Dies Lob war keine Schmeichelei; Bose entwarf eigenhändig 1700 die Pläne zu dem neu zu erbauenden Georgenhause.

Von einer Architektur des Rococo kann eigentlich nicht die Rede sein. Das Rococo kommt in der Dekoration, vor allem in der Innendekoration, zum Ausdruck, während die Bauformen in dieser Zeit dieselben bleiben wie in der Barockzeit. Doch begegnen die weichen, zierlichen Rococoschnörkel, die zuerst unter den Händen der Stuckateure entstanden und bald von Tischlern, Steinmetzen und Kupferstechern nachgeahmt wurden, oft genug auch an der Außenseite der Häuser, z. B. als Füllungen der Fensterbrüstungen. Ein prachtvoller Rococoraum sollte der von 1740 an von Schmiedlein auf das alte Gewandhaus aufgebaute Stadtbibliotheksaal werden. Unter andern war eine reiche Stuckdecke in Vorschlag gebracht, wurde aber schließlich wegen mangelnder Mittel nicht ausgeführt, und als die Bibliothek im Jahre 1756 bezogen wurde, war das Innere genau so kahl und nüchtern wie das Äußere des Gebäudes. Nur das mächtige dreithorige eiserne Gitter, welches das Atrium vom Hauptsaal trennt, ein Meisterwerk Leipziger Schlosserkunst, läßt ahnen, wie reich das Ganze geplant war.

Den Zeitgenossen kam die Umwälzung, welche die Barockzeit in die Bauweise brachte, vollständig zum Bewußtsein. Man bildete die neuen Häuser als besondere Sehenswürdigkeiten ab. Ein Amsterdamer Kupferstecher, Peter Schenk, der alle Leipziger Messen mit seinen zahlreichen Kupferwerken besuchte, brachte Ende der zwanziger Jahre auch sechzehn gestochene Prospekte von den Leipziger Neubauten mit. Da nehmen sich freilich die kleinen, ärmlichen Häuschen aus dem 15. und 16. Jahrhundert seltsam genug aus neben den hohen, reichverzierten Barockbauten. Auch in der zeitgenössischen Lokalliteratur spiegelt der Umschwung sich wieder. Scanders Beschreibung von Leipzig vom Jahre 1725 zählt die wichtigsten der neu entstandenen Privatgebäude auf und sagt, es sei in Leipzig „keine Straße zu finden, allwo nicht 6, 8 und 10 Häuser anzutreffen, welche bei Passagiers wegen ihrer Struktur eine Verwunderung causiren, wie denn auch sogar viele italiänische, französische und andre Baumeister nach Leipzig kommen, nach solchen Kunstgebäuden sich umzusehen und deren Risse sich bekant zu machen.“ Und die 1728 erschienene Schrift „Verbessertes Leipzig“ rühmt, daß im Laufe der letzten dreißig Jahre „sowohl in als vor der Stadt in allen

Gassen eine ziemliche Menge Privatgebäude und vortreffliche Paläste gebaut worden, mit herrlich ausmeublirten Zimmern, deren die meisten capable sind, Fürsten und große Herren nach Standesgebühr zu accommodiren.“ Am Ende der Rococozeit vollends, als die Zahl der Neubauten immer größer geworden war, muß die Stadt jenen Gesteinbildungen geglichen haben, bei denen infolge vulkanischer Wirkungen zwei grundverschiedene Formationen durcheinander geschoben sind. Wer mit jugendlichem Enthusiasmus wie der sechzehnjährige Student Goethe die Stadt betrat, hatte nur für das Neue ein Auge. Mit Entzücken erzählt er noch im Alter in „Dichtung und Wahrheit,“ welchen großartigen Eindruck die architektonische Erscheinung Leipzigs auf ihn gemacht habe. Kritischere Gemüter, wie sie in der üppig wuchernden Pasquillliteratur der achtziger und neunziger Jahre sich Luft machten, sahen nur das häßliche Durcheinander. In der Schmähschrift „Tableau von Leipzig“ vom Jahre 1783 heißt es: „Es ist ein Mischmasch von großen und kleinen das Auge beleidigenden Häusern. Neben dem besten Hause in der besten Straße stößt man auf ein Hütchen, das einer kleinen Bauerschenke nicht unähnlich sieht. Am Eingange der Petersstraße vom Markte her, in der Hainstraße und grimmischen Gasse findet man Beweise. Die einzige Katharinenstraße leidet eine Ausnahme. Sonst sehe man den Brühl, die Reichs-, die Ritterstraße, diese kann nur ein von niedrigem Dörfchen die Mauern und Thore einer Stadt zum erstenmale begrüßender Landknabe schön nennen.“

Der Zopfstil, dieser schwächliche, soll man sagen Ausläufer des Barockstils oder Vorläufer der klassizistischen Periode — beides ist richtig —, hat in Leipzig einen seiner wichtigsten Vertreter überhaupt gehabt: Adam Friedrich Deser, der 1764 an die, nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, neugegründete Leipziger Kunstakademie von Dresden aus als Direktor geschickt worden war. Deser war in Dresden eng mit Winkelmann befreundet gewesen, der das ganze Barock- und Rococowesen leidenschaftlich bekämpfte und begeistert die Rückkehr zu der „edeln Einfachheit und stillen Größe“ der hellenischen Kunst predigte, und bemühte sich, die Lehren Winkelmanns in die Praxis umzusetzen. Leider geschah dies in jener unzulänglichen Art, die ihren antikisirenden Umwandlungen vollaufgenügt zu haben meinte, wenn sie an einen kanellirten Säulenschaft ein Medaillon mit einer flatternden Schleife gehängt, in ein Giebsfeld eine flache rosenumwundene Urne oder Lorberbekränzte Lyra geklebt und an einer kahlen, von zahllosen Fenstern durchbrochenen Wandfläche ein paar dünne Pilaster und einen armseligen Palmetten- oder Mäanderfries angebracht hatte. Der Baumeister, in dessen Schöpfungen der Zopfstil in Leipzig zum Ausdruck kommt oder kam, war Johann Friedrich Dauthe, anfänglich unter Deser Lehrer der Baukunst an der Leipziger Akademie, später zum Baudirektor des Leipziger Rates berufen. Als dritter im Bunde aber ist zu nennen der Bürgermeister Leipzigs in den letzten beiden Dezennien des vorigen Jahrhunderts, Karl Wilhelm Müller, ein aufgeklärter, viel-

seitig gebildeter, literarisch und künstlerisch angeregter Mann, der sich mit allerhand Fortschrittsideen und Verschönerungsplänen trug, vieles davon auch zur Ausführung brachte und dabei die bemerkenswerte Eigentümlichkeit hatte, daß er sich um die Beschaffung der Mittel keine Sorgen machte. Diese drei, Deser, Dauthe und Müller, haben dem Kunstleben Leipzigs am Ende des 18. Jahrhunderts seine Signatur gegeben. Dauthe war der Erbauer des Georgenhausflügels nach dem Schwanenteiche (1790), der ersten Bürgerschule (1796 bis 1804) und des Böhrschen Hauses, dem alten Theater gegenüber (1772); das letztere ist nicht ohne Reiz, namentlich an der Gartenseite, wo zwei Pavillons vorspringen, die ein von zwanzig dorischen Säulen getragener Balkon verbindet. Recht eigentlich das gemeinschaftliche Werk der genannten drei aber und die klassische Leistung des Popsstiles in Leipzig ist die große Renovation der Nikolaikirche, die von 1784—1796 ausgeführt wurde. Die alten gothischen Pfeiler wurden in kanellirte Säulen verwandelt, über den Kapitälern wurden Palmblätter angebracht, die die aufsteigenden Rippen verdecken und den Anschein erwecken sollten, als ob das Gewölbe von riesigen Palmbäumen getragen würde, das Rippennetz am Gewölbe selbst wurde mit raffinirtester Benutzung des vorhandenen zu einer Art von Kassettendecke umgestaltet — alles durch Stuckarbeit. Die schöne steinere Kanzel von 1521 wurde in die Kumpelkammer verbannt, die zahlreichen Bilder und Schnitzwerke, welche, zum Teil aus Cranachs Zeit und Schule, in der Kirche sich angehäuft hatten, wurden auf den Kirchboden geräumt und an ihrer Statt versorgte Deser die Kirche mit Malereien seiner Hand. Die große Masse der Zeitgenossen war entzückt über diese Erneuerung. Man nannte die Kirche die „prächtige,“ und alles drängte sich zu ihrem Besuche. Daneben erhoben sich freilich auch abweichende Stimmen, die eine scharfe Kritik übten und den Ausdruck „Verschönerung der Nikolaikirche“ nur mit Anführungszeichen schreiben wollten, und zum Unglück kam hinzu, daß man nicht nur den Geschmack, sondern auch die technische Solidität von Dauthes Leistungen in Zweifel zog. Seine Straßen- und Brückenbauten haben bittere Urtheile über sich ergehen lassen müssen. Auf den Einsturz einer neuen von ihm erbauten Brücke bezieht sich der Buchtitel in einem satirischen Bücherkatalog jener Zeit: „Ausführliche Beantwortung der Frage: Wie kann Wasser solche große Dinge thun? Vom Baudirektor Dauthe. Eine gekrönte Preisschrift.“

Die Renovation der Nikolaikirche ist das letzte Beispiel jener in gewissem Sinne beneidenswerten Naivität früherer Jahrhunderte, welche ihren Baustil für den allein wahren, schönen und berechtigten hielt und diesen ohne die leisesten Bedenken an die Bauwerke älterer Stilweisen anfügte. Mit dem Erwachen des kunstgeschichtlichen Sinnes und dem Beginn des kunstgeschichtlichen Studiums am Anfange dieses Jahrhunderts, von dem Augenblicke an, wo man anfing, ein Wort wie „gothisch“ nicht mehr — so wie es Lessing noch überall thut — als Schmähwort für alles angeblich veraltete, sondern zur Bezeichnung einer be-

stimmten kunstgeschichtlichen Periode zu brauchen, mußte jene Naivität unwiederbringlich verloren gehen. Die alten Bilder, die man 1784 aus der Kirche beiseite, und aus denen sich der Thürmer inzwischen Taubenschläge zusammengezimmert hatte, wurden 1815 von dem kunstfeigen jungen Kaufmann Johann Gottlieb Quandt in ihrem Versteck wieder aufgestöbert, wurden gereinigt und wiederhergestellt, und heute füllen sie das altdeutsche Zimmer des Leipziger Museums.



## Parteibewegung in Österreich.



er im verflossnen Frühjahr gemachte Versuch der Gründung einer Partei, welche auf dem Boden der Demokratie eine Verständigung zwischen Deutschen und Slaven in Österreich anstreben wollte, ist kläglich gescheitert. Aber er war immerhin ein Symptom der beginnenden Zerfetzung der alten Parteien, welche heute schon so augenfällig ist, daß nur der verknöcherte Fraktionsmensch sich noch über die Lage täuschen kann. Die Zerfetzung gänzlich in Abrede zu stellen, wagt auch eigentlich niemand mehr; aber wie gewöhnlich sehen die Politiker von Profession nur, was auf der andern Seite vorgeht. Darin unterscheiden sich Rechte und Linke, Föderalisten und Zentralisten, Tschechen, Polen und Deutsche durchaus nicht von einander. Und da jede Partei in der Lage ist, Zwistigkeit und Abfall im Lager der Gegner konstatiren zu können, so besteht überall eine siegesfrohe Stimmung. Auf welcher Seite diese von Dauer sein wird, ist abzuwarten.

Im Augenblick macht sich also überall Gährung und Bewegung bemerklich. Ist, wie gesagt, die „Volkspartei“ nicht zustande gekommen, hat sich Dr. Fischhof enttäuscht wieder in seine Einsamkeit zurückgezogen, sind Freiherr von Walterskirchen und andre Sezessionisten bei der Neuwahl für das Abgeordnetenhaus unterlegen, so existiren doch Elemente genug, welche der Verfassungspartei den Krieg aufs äußerste erklären, und wenn sie bisher in den Wahlkämpfen durchweg den kürzeren gezogen haben, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß die Erweiterung des Wahlrechts das Verhältnis verschieben werde.

Neben diese demokratische Mittelpartei, welche erst hofft, in das Parlament zu gelangen, stellt sich nun eine andre Mittelpartei, aus Abgeordneten bestehend, welche lediglich durch die Abneigung gegen die Rechte und gegen die Linke vereinigt zu werden scheinen; außer einigen konservativen Deutschen Vertreter von Nationalitäten, welche weder da noch dort die erwünschte Berücksichtigung zu finden hoffen, während ihre Stimmen möglicherweise ausschlaggebend werden können, sobald sie eine besondre Fraktion bilden: Italiener aus Südtirol, Görz, Triest, Dalmatien, dazu die wenigen Ruthenen. Die letztern waren vor Zeiten im Besitz einer solchen Macht und daher stets viel umworben. Aber seitdem in Galizien die Polen unumschränkt gebieten, ist die Zahl der Ruthenen im Reichsrath so sehr zusammengeschmolzen, daß sie für sich keine Bedeutung haben. Nun soll Graf Coronini, den von sich gestoßen zu haben die Deutschen, wie es scheint, noch immer als einen Akt politischer Weisheit betrachten, es übernommen haben, aus diesen verschiedenen Bestandteilen einen Körper zu bilden. Daß